

[Vorwort zu Jacob Burckhardt,  
»Die Kultur der Renaissance in Italien«]

Burckhardts »Kultur der Renaissance« gehört zu der kleinen Reihe der Geschichtswerke, die nicht veralten. Mögen noch so viele neue Tatsachen aus der in einem solchen Buche behandelten Epoche bekannt werden, noch so viele in einem veränderten Lichte erscheinen, mag sich diese oder jene Meinung des Verfassers als Irrtum erweisen, das von ihm gezeichnete Bild dauert in späte Geschlechter hinein, weil hier ein Mensch wesentliche Züge eines Geschichtsabschnitts geschaut und geschildert hat. Es ist Aufgabe der späteren Historiker zu zeigen, worin das Werk unvollständig, worin es einseitig war; sie werden dabei freilich nicht vergessen dürfen, dass seine Grösse von seiner Einseitigkeit nicht abzulösen ist.

In diesem Sinne ist die Forschung der nahezu 90 Jahre, die seit dem ersten Erscheinen dieses Buches verstrichen sind, hauptsächlich in den folgenden Punkten zu Ergebnissen gelangt, die von den Ansichten des grossen Schweizers mehr oder weniger abweichen:

1. Die Epochen können nicht so scharf getrennt und nicht so gegensätzlich einander gegenübergestellt werden, wie es Burckhardts kühne Intuition wollte. Insbesondere hängt die Renaissance mit dem Mittelalter in mancher Hinsicht stärker zusammen, als es in diesem Buch erscheint. Burckhardt sah zwar im Mittelalter die der Renaissance verwandten Züge recht wohl, aber er erklärte sie als eine Art von Vorbereitung oder Vorläufertum. Dem gegenüber wird heute mit Recht betont, dass eine solche Auffassung den Eigenwert einer grossen Epoche wie das Mittelalter beeinträchtigt. Es gilt z. B. einerseits den schon in ihm ausgeprägten Individualismus, andererseits den noch in der Renaissance verbreiteten Autoritätsglauben – sei es, wie in der Reformation, die Autorität der Kirche in neuer Gestalt, sei es, wie im Humanismus, die Autorität des klassischen Altertums, seiner Formen und Normen – zu erkennen.

2. Daraus ergibt sich bereits, dass innerhalb der Ren. selbst weit grössere Gegensätze herrschen, als man gewöhnlich annimmt. Der Individualismus, den B. in so starken Farben malt, ist gewiss einer ihrer stärksten Züge, aber es stehen ihm andere kaum weniger starke gegenüber. Schon der Begriff des Individualismus ist irreführend: Stärke und Mannigfaltigkeit der persönlichen Entwicklung sind in d. Ren. eher eine Wirklichkeit als eine bewusste Tendenz. Das, wonach die wichtigsten Persönlichkeiten der Epoche Verlangen tragen und was sie sich als Ziel setzen, ist eher die absolute, alleingültige Wahrheit, die absolute Schön-

heit zu finden, die sich über allen Unterschieden der Menschen erhebt. »Sie streben«, schreibt der holländische Historiker Huizinga, »nach unpersönlichen, fest umgrenzten, unzweideutigen und endgültig formulierten Systemen für Kunst u. Wissen.« Man sucht das Unbedingte und Normative in den grossen Werken und Lehren des Altertums, man sucht es aber auch im ursprünglichen Christentum.

3. Wieder geht daraus hervor, dass man das »schöne Heidentum«, die Antireligiosität oder Areligiosität nicht als den herrschenden Zug der Ren. ansehen darf; ihm stehen ganz andere gegenüber, und zwar nicht bloss als Reaktion auf jene, sondern in elementarer Spontaneität, die in B's Darstellung zu kurz gekommen sind, wie er später selbst erkannt und bekannt hat. Er schreibt etwa 30 Jahre nach der Abfassung der K. d. R., »dass innerhalb der künstlerischen und literarischen Renaissance Italiens der eine grosse und starke Strom der Ehrfurcht vor der Religion u. der Verherrlichung des Heiligen gedient hat, mochte der andere Strom brausen, wohin er wollte. Ich entsinne mich noch genau, welchen Eindruck mir einst bei meinen Studien dies Phänomen machte, u. ich beklagte nur, der Sache nicht eifriger nachgegangen zu sein.« Die Forschung unserer Tage (insbesondere Burdach) hat überdies gezeigt, dass dem Streben nach einer »Renaissance« als nach einer Erneuerung des ganzen Menschen schon im Mittelalter eine religiöse Idee zugrundeliegt, die auf das Neue Testament und letztlich auf die Propheten Israels zurückgeht.

Hat so das historische Denken nach B. einiges in seinem Buche berichtet, so wird etwas anderes durch ihn selbst berichtet, – aber nicht etwas, was in seinem Buch steht, sondern was moderne Leser gern herauslesen, und zwar nicht bloss schlechte, oberflächliche Leser, sondern auch solche wie der Philosoph Nietzsche, der eben bei B., von dem er viel gelernt hatte, auch das fand, was er bei ihm finden wollte: die Verehrung des über der Unterscheidung von Gut u. Böse stehenden »Übermenschen«. B. hat ihn nicht verehrt. Er bewunderte die Grösse, aber der Mensch ohne Ethos galt ihm bestenfalls als ein missglückter Entwurf der Grösse. Den leeren »Willen zur Macht«, den N. über alles stellt, sah er als an sich böse an. Die »ungebrochene Selbstsucht« des »heroischen Menschen« ist ihm »keineswegs ein Ideal der Menschheit«. Er lässt einmal griechische Götterstatuen so über sich selbst sprechen: »Wir haben nur uns selbst gelebt und allen anderen Schmerz bereitet, und darum mussten wir untergehen.«

